

Erbfolge König Gewordene so blutig konsequent bemüht, auch noch entfernte Verwandte der bisherigen Dynastie auszurotten, wie es der Verf. am Beispiel Jehus grausig anschaulich nacherzählt? Nirgendwo wird doch die Legitimität z. B. von Nadab ben Jerobeam oder Ela ben Bascha in Frage gestellt. Möglicherweise spielten in Israel (im Unterschied zum „Haus Juda“, neben dem der Stamm Benjamin keine konkurrierende Bedeutung mehr gehabt zu haben scheint), auch regionale und Stammesrivalitäten eine Rolle, die bis zu Omri die häufigen Dynastiewechsel verursachten. – Ausdrücklich aufmerksam gemacht sei auf die behutsamen Erörterungen des Verf. darüber, was in der Omridenzeit „Kanaanäer“ bedeutet haben mag: sie seien „nicht ethnisch und wohl auch nur eingeschränkt politisch, sondern soziologisch und religiös zu bestimmen“ (264). – Die folgenden Teile V „Das assyrische Zeitalter“ (287–357), VI „Das babylonische Zeitalter“ (359–390) und VII „Das persische Zeitalter“ (391–439) scheinen dem Rez. die gelungensten des Werkes zu sein. Jeder Teil beginnt mit einem Überblick über die „Völker und Staaten des Alten Orients“ in der entsprechenden Epoche. Viele neuere Quellentexte und Forschungen werden auch in die übrigen Darlegungen einbezogen. Besonders hervorgehoben seien in Teil V Kap. 4 „Die assyrische Krise der israelitischen Religion“ (329–338) und Kap. 5 „Der Untergang des neuassyrischen Großreiches und das Reformwerk des Königs Josia“ (339–357), außerdem die vorzügliche Behandlung der Perserzeit in Teil VII. Zu Beginn seines Ausblicks „Die Hauptlinien der Geschichte des palästinischen Judentums im hellenistisch-römischen Zeitalter bis zum zweiten jüdischen Aufstand“ (439–465) begründet der Verf. in Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen, weshalb er seine Geschichte des Volkes Israel vor der Zeit Alexanders des Großen enden läßt. Vielleicht wäre doch eine Erweiterung des „Ausblicks“ auf wichtige Zentren des Judentums außerhalb Palästinas zur Abrundung des Bildes gut gewesen, besonders ein Blick auf die Juden in Ägypten und der Cyrenaika bis zu ihrer Ausrottung nach den Aufständen 115–117 n. C. – Zeittafeln (466–473) und die bereits genannten Register beschließen das Werk. H. ENGEL S. J.

ENGEL, HELMUT, *Die Susanna-Erzählung*. Einleitung, Übersetzung und Kommentar zum Septuaginta-Text und zur Theodotion-Bearbeitung (*Orbis Biblicus et Orientalis* 61). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1985. 205 S.

Wegen ihrer autoritätskritischen, auf das Innere der betroffenen Glaubensgemeinschaft gerichteten kritischen Tendenz hat sich die Susanna-Erzählung bei Auslegern aus der *Societas Jesu* schon immer hohen Ansehens erfreut (Kommentare von Bedeutung aus dem 16. und 17. Jh. sind ausschließlich von Jesuiten verfaßt worden: Maldonatus, Pereira, Cornelius a Lapide), und die vorliegende Habilitationsschrift des Frankfurter Exegeten Helmut Engel reiht sich hier vorzüglich ein. Denn diese Arbeit verleiht nicht nur der von der Forschung völlig vernachlässigten Susanna-Erzählung wieder Gewicht und Stimme, sie entwirft auch (29–54) eine gut lesbare Auslegungsgeschichte und vermag es, anhand eines Vergleiches der beiden griechischen Fassungen der Erzählung deren Ziel und Absicht zu ermitteln. Letzteres ist bezüglich der üblichen Rezeptionspraxis besonders wichtig, die die Susanna-Erzählung häufig zu einer *sex-and-crime-story* verkommen läßt.

Von der Susanna-Erzählung gibt es zwei griechische Fassungen, die in der Kirchengeschichte durchweg rezipierte und auch von Hieronymus übersetzte Theodotion-Fassung und die erst 1772 wieder bekannt gewordene Fassung der Septuaginta, zu der 1788 eine syrische Schwesterhandschrift und 1931 eine in Ägypten gefundene vor-hexaplarische Septuaginta-Version bekannt wurden. In der Forschung besteht nun Konsens darüber, und dieser wird auch durch E.s Arbeit bestätigt, daß die Septuaginta-Fassung die ältere ist. Diese wurde von Theodotion benutzt und redaktionell stark verändert. Von daher stellt sich für E. die exegetische und theologische Aufgabe: Mit Hilfe des Arsenal redaktionsgeschichtlicher und textvergleichender Methodik werden beide Fassungen im einzelnen ausgelegt und kommentiert und in ihrer Zielsetzung im ganzen miteinander verglichen. Das Schwergewicht liegt dabei auf der – aufgrund des Vergleichenkönnens besonders augenfälligen – Aussageabsicht des Septuaginta-Textes. E.s Ausführungen sind in allen Einzelheiten ebenso gelehrt wie präzise, auch wenn

ihre Lektüre voraussetzt, daß man gut Hebräisch und Griechisch kann; auch Syrisches und Hieroglyphisches wird zitiert. Auch wenn die sozial- und zeitgeschichtlichen Aspekte der Susanna-Erzählung nicht eigens entfaltet werden (methodisch gesehen wäre das schon verlockend gewesen), kann Verf. überzeugend nachweisen, daß die Septuaginta-Fassung der Susanna-Erzählung die Zustände der Hasmonäerzeit (nach Jonathan und vor Pompeius) nachzeichnet. Denn eine rein jüdische Autorität ist vorausgesetzt, in deren Hand alle administrative, exekutive und jurisdiktionelle Vollmacht vereint war. Susanna wäre daher, da die einzige Autorität im Volk korrupt war, dem sicheren Tod ausgeliefert gewesen. Die „Lösung“ ereignet sich dadurch, daß Gott einem „Jüngeren“ (im Gegensatz zu den Ältesten) Weisheit verleiht, eben Daniel, und so die Hoffnung entstehen läßt, daß Gott auch gegen bestehende Machthaber in Israel sein Volk retten wird. In V. 62 der Septuaginta-Fassung wird der Hinweis auf die „Jungen“ pauschal und ohne Bezugnahme auf Daniel wiederaufgegriffen: „Deshalb sind die Jungen die von Gott geliebten Jakobssöhne wegen ihrer Ganzheit, und wir wollen achthaben darauf, daß die jungen Leute zu tüchtigen Söhnen werden; denn wenn die jungen Leute gottesfürchtig sind, dann wird ihnen Geist von Wissen und Einsicht zuteil zu aller Zeit“. Diese „Jungen“, die in ähnlicher Rolle im Streit um die Normen auch das Jubiläenbuch kennt (S. 179 A. 14) und die vielleicht auch etwas zu tun haben mit der Hochschätzung der „Kinder“ im Neuen Testament, werden durch diesen Schluß als die große Hoffnung für Israel dargestellt. Mir will scheinen, daß dieser Schluß, wie Schlüsse überhaupt, für die ganze Erzählung ziemlich wichtig ist und daß er in der jetzigen Fassung auch die Frage nach der Gattung mitzubestimmen vermag. Ähnlich wie es in Mt 24, 44 durch „Deshalb“ als Einleitung geschieht, wird dadurch die vorangehende Erzählung zur Beispielerzählung. Die Bedeutung Daniels soll zeigen, wie wichtig es ist, auf die „Ganzheit“ der jungen Leute zu achten. Damit liegt aber dann durchaus eine „Anwendung“, und zwar eine moralische Applikation der Susanna-Erzählung, auch in der Septuaginta-Fassung vor, und es ist mir nicht ganz einsichtig, weshalb E. die moralisierenden Züge ausschließlich in der späteren Theodotion-Fassung finden will. Es geht eben auch hier nicht nur um Gottes Handeln durch Daniel, sondern auf der Ebene der Rezipienten um eine moralisch-pädagogische Konsequenz. – Natürlich ist zuzugeben, daß erst die Theodotion-Fassung umfassend moralisiert und dabei auch erotisiert (Verf. weist zu Recht auf die Arbeit Martin Brauns zu Josephus) und psychologisiert. Und indem die Theodotion-Fassung den Schluß umgestaltet, macht sie nun nicht mehr Daniel zum Vorbild, sondern Susanna (V. 63: an ihr wurde keine unanständige Tat gefunden).

Schwierigkeiten habe ich daher mit der gattungsmäßigen Einordnung, die E. vornimmt, indem er die Septuaginta-Fassung eine „novellistische Erzählung“, die Theodotion-Fassung aber eine Lehrerzählung nennt, die aretalogische Züge habe. So weit liegen beide Fassungen vielleicht doch nicht auseinander. Unklar bleibt nach dem S. 177–181 zur Septuaginta-Fassung Ausgeführten, was Verf. unter „paränetischer Absicht“ (177) daran versteht. Hängt das mit „Paränese“ oder eher mit „Paraklese“ zusammen? – Aber Verf. ist zuzugeben, daß das gesamte Gattungswesen der zwischentestamentlichen Literatur im argen liegt und noch der systematischen Sichtung harret. – Fazit: Die Arbeit von E. ist – weit vor dem Aufsatz von J. Schüpphaus in ZAW 83 (1971) 49–72 – das Beachtlichste zum Thema „Susanna-Erzählung“; geliefert wird ein vollständiger und umfassender Kommentar zu beiden Fassungen. In Präzision und Gründlichkeit ist die Arbeit ein Muster für die Beschäftigung mit der Literatur zwischen den Testamenten. Sie ist daher auch gerade dem Studenten als Musterexegese zu empfehlen. Mit dem inzwischen aus der Hand von H. W. Hollander und M. de Jonge erschienenen Kommentar zu den Testamenten der Zwölf Patriarchen (aus dem gleichen religionsgeschichtlichen Umfeld) hält die Arbeit E.s jeden Vergleich aus. So wünschen wir uns von diesem Verfasser noch weitere Beiträge aus diesem wichtigen Literaturbereich.

KL. BERGER